

Grundlagen der Kommunikation und Kognition  
Foundations of Communication and Cognition

Herausgeber/Editors

Roland Posner, Georg Meggle



Wolfgang Heydrich

Relevanzlogik  
und  
Situationssemantik



Walter de Gruyter · Berlin · New York  
1995

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Printed on acid-free paper which falls within the guidelines of the ANSI to ensure permanence and durability

*Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme*

**Heydrich, Wolfgang:**

Relevanzlogik und Situationssemantik / Wolfgang Heydrich. – Berlin ;

New York : de Gruyter, 1995

(Grundlagen der Kommunikation und Kognition)

ISBN 3-11-014399-2

© Copyright 1995 by Walter de Gruyter & Co., D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Druck: Werner Hildebrand, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin

**Für  
Carmen und Erich Heydrich**



# Inhalt

Vorwort	1
1. Prolog	9
2. Relevanzlogik vs. klassische Logik	58
3. Axiomensysteme für K, R, E und T	99
4. Regellogische Systeme für K, R, E und T	148
5. Situationssemantik für K, R, E und T	199
6. Epilog	264
Literatur	305
Register	315





## Vorwort

Als ich mit der Arbeit an dieser Schrift begann, schwebte mir vor, ein Plädoyer dafür vorzulegen, daß die Relevanzlogik<sup>1</sup>—eine Familie nicht-klassischer Systeme, die in der theoretischen Linguistik und Sprachphilosophie bisher wenig Berücksichtigung gefunden haben<sup>2</sup> und auch in der Logik selbst eine eher marginale Rolle spielen<sup>3</sup>—gerade im Zusammenhang der Analyse natürlicher Sprachen eine stärkere Beachtung verdient. Ich wollte *en détail* aufzeigen, wie eine solche Horizonsverweiterung die Aussicht eröffnet, eine Reihe notorischer Probleme zu lösen, auf die die semantisch-pragmatischen Paradigmen, die die gegenwärtige Diskussion beherrschen, typischerweise stoßen: das Problem etwa des Schließens unter inkonsistenten Prämissen, die Interpretation konditionaler Konstruktionen, die Deutung satzeinbettender Verben insbesondere für propositionale Einstellungen, das Problem der Explikation thematischen Gehalts („aboutness“) und textueller Kohärenz sowie *last but not least* die Beschreibung relevanzgeleiteter Inferenzen.

Dieses Buch habe ich nicht geschrieben. Es ist stattdessen etwas viel Beschriebeneres herausgekommen.

Ein Grund hierfür ist, daß es—wie schon bei den Vorarbeiten deutlich wurde—für das mir vorschwebende Projekt nicht ausreicht, auf die vorliegende relevanzlogische Literatur bloß zu verweisen, um die so bereitgestellten Instrumente sogleich bedeutungstheoretisch einzusetzen. Vielmehr ist es beim gegebenen Diskussionsstand in Linguistik, Logik und Sprachphilosophie (soweit ich ihn überblicke) durchaus erforderlich, die relevanzlogischen Systeme selbst erst einmal darzustellen und in ihrer Motivation zu erklären. Dies einerseits natürlich deswegen, weil Vertrautheit mit ihnen nicht vorausgesetzt werden kann, zum andern aber noch aus einem tieferliegenden Grunde.

Mir scheint nämlich, daß der eigentliche *clou* der Relevanzlogik—ihre intuitive semantische Pointe—, der sie für die bedeutungstheoretische Rolle, die ich ihr gerne zuschreiben möchte, prädestiniert, auch in der einschlägigen logi-

---

<sup>1</sup> Vgl. vor allem ANDERSON & BELNAP (1975)

<sup>2</sup> Es gibt Ausnahmen. Vgl. etwa READ (1988) und die Beiträge im Sammelband NORMAN & SYLVAN (1989).

<sup>3</sup> Ganz im Gegensatz zu anderen nicht-klassischen Systemen, etwa der intuitionistischen oder der Modallogik. Vgl. hierzu auch die Klagen im Vorwort von NORMAN & SYLVAN (1989).

schen Literatur eigentümlich verdeckt ist.

Die relevanzlogischen Systeme haben ihren gemeinsamen Ausgangspunkt darin, dem wahrheitsfunktionalen Konzept des Konditionals dasjenige seiner implikativen Deutung an die Seite zu stellen, die den Zusammenhang von notwendiger und hinreichender Bedingung adäquater erfaßt als in der klassischen Logik möglich, indem sie nämlich auf den thematischen Zusammenhang von Vordersatz und Nachsatz abhebt.

So weit, so gut und verdienstvoll.—Das wird sicher gern bestätigen, wer schon einmal an einem Montag versucht hat, das unverbildete Publikum eines Logik-Einführungskurses von der Wahrheit der Äußerung zu überzeugen: „Wenn heute Dienstag ist, dann ist morgen Freitag.“

Nun treten freilich auf der Basis der implikativen Deutung des Konditionals in den relevanzlogischen Systemen unschöne Anomalien auf, die die ursprüngliche Attraktivität in Frage stellen und wohl für die anhaltende Marginalität des Unternehmens mitverantwortlich gemacht werden können<sup>4</sup>.

Zu erwähnen ist hier vor allem, daß es kein einheitliches Konzept des Schließens gibt, das relevanzlogisch gleichermaßen (a) Modus ponens für das *wahrheitsfunktionale* Konditional legitimiert, wie (b) auch bei Schlüssen mit mehr als einer Prämisse die Konditionalisierungsregel für das *implikative* Konditional sichert.

Das führt in der relevanzlogischen Literatur, die an einem einheitlichen Konzept des Schließens festhält, zu der Auffassung, die Relevanzlogik weiche nicht nur (wie etwa die Modallogik) bloß in dem Sinne von der klassischen ab, daß sie zum Bestand wahrheitsfunktionaler Operatoren einen nicht-wahrheitsfunktionalen hinzunimmt, sondern—radikaler—auch darin, daß sie einen nicht-klassischen Folgerungsbegriff benötige.<sup>5</sup>

Die Lösung des Problems, die ich vorschlage, ist kurz gesagt die, analog zur Unterscheidung von wahrheitsfunktionalem und implikativem Konditional zwei Konzepte des Schließens vorzusehen: ein *schwaches*, das relevanzlogisch neben der Konditionalisierungsregel für das wahrheitsfunktionale Konditional auch (a) einlöst (aber nicht (b)) und ein *starkes*, das relevanzlogisch neben Modus ponens für das implikative Konditional auch (b) einlöst (aber nicht (a)). Während das schwache Konzept in nichts anderem besteht als in der Inkonsistenz der konjunktiven Zusammenfassung der Prämissen und der negierten Konklusion eines Schlusses, akzentuiert das starke zusätzlich einen thema-

<sup>4</sup> DUNN (1986), S. 151 schreibt: „One starts off with some pleasant motivations about relevant implication [...], and then comes to the point where one says ‘and of course we have to give up the disjunctive syllogism’ and one loses one’s audience“. Er selbst fährt flehentlich fort: „Please do not stop reading!“

<sup>5</sup> Vgl. DUNN (1986), S. 124.

tischen Zusammenhang zwischen den Prämissen und der Konklusion. Für die klassische Theorie der Wahrheitsfunktionen, die blind ist für Fragen thematischer Zusammenhänge, fallen beide Konzepte in ihrem Umfang zusammen, relevantlogisch aber nicht.

Es ist gerade diese Sensitivität der relevantlogischen Systeme für thematische Differenzierung, die sie m.E. zu einem vielversprechenden Bezugsrahmen macht für die erwähnten bedeutungstheoretischen Fragen: Aus der Entwicklung einer Semantik für die Systeme der Relevanzlogik lassen sich—das ist meine These—wesentliche Konzepte gewinnen, die die semantische Diskussion in Linguistik und Sprachphilosophie an den oben aufgelisteten neuralgischen Punkten voranbringen. Aber auch umgekehrt: Wichtige Konzepte der neueren theoretischen Linguistik können ein vertieftes Verständnis der Relevanzlogik fördern, und damit das des intuitiven Konzepts der thematischen Relevanz.

Ich schlage vor, die Idee des thematischen Bezugs, die dem Konzept des starken Schließens zugrunde liegt, mit Hilfe von Begriffsbildungen zu fassen, die der neuerdings von Barwise und Perry entwickelten Situationsemantik und Situationstheorie<sup>6</sup> entlehnt sind. Das führt zu einer Fassung der Modelltheorie für die relevantlogischen Systeme, die m.E. gegenüber den in der Literatur verfolgten Ansätzen den Vorteil einer besseren intuitiven Motiviertheit aufweist.

Die Kapitel 2 bis 5 sind es, die in dieser Arbeit die Aufbereitung der Relevanzlogik für Fragen der Bedeutungstheorie in Linguistik und Sprachphilosophie leisten.

Kapitel 2 gibt eine weitgehend informale Einführung in die relevante Aussagenlogik, auf die ich mich auch im weiteren konzentriere. Ich stelle die Grundprinzipien des Schließens in den relevantlogischen Systemen R, E und T dar und arbeite ihren gemeinsamen Unterschied zum System K der klassischen Aussagenlogik heraus. Zunächst geht es um die Divergenz zwischen wahrheitsfunktionalem und implikativem Konditional, sodann wird die Unterscheidung zwischen starkem und schwachem Schließen in den Blick genommen, und es wird aufgezeigt, wie sie sich in den vier betrachteten Systemen niederschlägt.

In den anschließenden Kapiteln mache ich drei Ansätze, um die gemeinsamen Unterschiede zwischen den relevantlogischen Systemen und dem klassischen formal präzise zu fassen ebenso wie die internen Unterschiede zwischen R, E und T.

Der *erste* Ansatz (Kapitel 3) besteht in einer axiomatischen Darstellung der vier Systeme im Stile Hilberts, die für ein gegebenes Verständnis der klassi-

---

<sup>6</sup> Siehe vor allem BARWISE & PERRY (1983).

schen Logik K recht deutlich den Punkt markiert, an dem die relevanten Systeme abweichen. Da die von mir angegebenen Axiomatisierungen sich nur in Details von schon aus der Literatur bekannten unterscheiden, enthalten die ersten drei Unterabschnitte dieses Kapitels in der Substanz wenig Neues. Der Witz liegt eher in der Art, wie die verschiedenen Axiomatisierungen zueinander in Beziehung gesetzt sind: sie werden in einer Weise einander angeglichen, die den Vergleich zwischen den relevanten Systemen auf der einen und dem System K auf der anderen Seite erleichtert sowie hilft, den zentralen Punkt zu fixieren, in dem sich erstere von letzterem unterscheiden. Vor dem Hintergrund der resultierenden Angleichung der Axiomensysteme gelingt anschließend für K, R, E und T der Nachweis eines uniformen starken Deduktionstheorems (für die Beziehung zwischen starkem Schließen und implikativem Konditional) sowie eines schwachen Deduktionstheorems (für die zwischen schwachem Schließen und wahrheitsfunktionalem Konditional). Einige eher skizzenhafte Überlegungen zu dem, was man den „logischen Kern“ der Konditionale nennen könnte, die jeweils *qua* Deduktionstheorem mit dem schwachen und dem starken Konzept des Schließens verknüpft sind, beschließen das Kapitel.

Der *zweite* Ansatz (Kapitel 4) bietet regellogische Versionen von K, R, E und T. Dieses Darstellungsformat geht bekanntlich auf Gentzen zurück<sup>7</sup>. Es betont im Gegensatz zum axiomatischen Verfahren den inferenziellen Mechanismus, der die gültigen Formeln eines Systems hervortreibt, und ist damit leichter handhabbar als jenes.

Dies ist wohl auch der Grund, warum Anderson und Belnap<sup>8</sup> bei ihrer Charakterisierung des relevanten Schließens der regellogischen Darstellung einen gewissen Vorrang einräumen. Sie verwenden das Format von Fitch<sup>9</sup>, das sie um die Markierung von Abhängigkeiten ergänzen. Ich greife dagegen auf eine modifizierte Variante des Repräsentationsverfahrens von Lemmon<sup>10</sup> zurück, das auch für die klassische Logik die Markierung von Abhängigkeiten vorsieht, und so besser gestattet, den Punkt, an dem die relevanten Systeme von K abweichen, herauszustellen. Die an Lemmons Format vorgenommenen Modifikationen dienen dazu, gerade diesen Punkt klarer ins Auge zu fassen.

Des weiteren enthält Kapitel 4 eine Darstellung von K, R, E und T im Format des Gentzenschen Sequenzenkalküls. In ihm lassen sich die strukturelle Charakterisierung des Folgerungskonzepts von der Einführung der in einem logischen System speziell traktierten logischen Konstanten trennen. Das führt m.E. zu der erhellendsten syntaktischen Darstellung der logischen Systeme und

<sup>7</sup> Vgl. GENTZEN (1934/35), auch JASKOWSKI (1934).

<sup>8</sup> ANDERSON & BELNAP (1975)

<sup>9</sup> Vgl. FITCH (1952).

<sup>10</sup> Vgl. LEMMON (1965).

bereitet der nachfolgenden semantischen Charakterisierung den Weg. Gentzenkalküle sind meines Wissens bisher für relevante Systeme nur in Ausschnitten vorgelegt worden—zumeist im Kontext des Problems der Entscheidbarkeit.<sup>11</sup> Da sie aber auch unabhängig von diesen Fragen von Wert sind, vor allem, weil sie die inferenzielle Rolle der einzelnen logischen Konstanten klar isolieren und insofern ein Stück Bedeutungsanalyse leisten, ist meine Darstellung im Kapitel 4 vielleicht nicht ohne Interesse. Auch hier versuche ich, den Punkt deutlich zu machen, der klassisches Schließen von relevantem unterscheidet. Der Ansatz führt zu einer integrierten Darstellung des starken und schwachen Folgerungskonzepts für jedes der Systeme und bezieht auch eine Version des Schließens zwischen den Extremen ein, die ich ‚halbschwaches Schließen‘ nenne.

Der dritte Ansatz (Kapitel 5) ist im Gegensatz zu den syntaktisch orientierten ersten beiden semantisch im Sinne der auf Tarski zurückgehenden Modelltheorie: Ich definiere den Begriff eines Modells für aussagenlogische Sprachen jeweils in geringfügiger Variation für jedes der Systeme K, R, E und T und führe den Begriff der Wahrheit einer Formel in einem einschlägigen Modell ein als *Lizensiertheit* des Gehalts (*Designats*) der Formel durch eine zulässige Menge *informativer Einheiten*. Schwache und starke Folgerung werden ebenfalls unter Rekurs auf einschlägige Modelle definiert: schwach folgt eine Formel  $\beta$  aus einer Formel  $\alpha$  schon dann, wenn—wie üblich— $\alpha$  nur in Modellen wahr ist, in denen  $\beta$  wahr ist, stark aber erst, wenn zudem der Gehalt von  $\alpha$  in jedem Modell nur von Mengen informativer Einheiten lizenziert wird, die auch den Gehalt von  $\beta$  lizenzieren. Als ein Grenzfall ergibt sich logische Wahrheit (Validität) als Wahrheit in allen einschlägigen Modellen.—Es schließt sich der Beweis der Adäquatheit der vorgestellten syntaktischen Systeme relativ zu der entwickelten Modelltheorie an.

Die wesentliche Differenz zum üblichen Vorgehen in der modelltheoretischen Semantik liegt darin, daß ich als Designate von Formeln nicht lediglich die beiden Wahrheitswerte verwende, sondern auf komplexere Strukturen zurückgreife, die ich mengentheoretisch aufbaue, wobei sich Anleihen bei situationssemantischen Überlegungen von Barwise und Perry<sup>12</sup> ergeben. Der Sinn dieser Übung ist es, eine semantische Präzisierung jenes intuitiven Konzepts des thematischen Bezugs zu geben, das die relevanzlogische Kritik am wahrheitsfunktionalen Konditional (bzw. am klassischen Folgerungsbegriff) anleitet, wenn sie auf einer inhaltlichen Beziehung zwischen Vordersatz und Nachsatz (bzw. Prämissen und Konklusion) insistiert. Die zu entwickelnden modelltheoretischen Systeme sind wieder so angelegt, daß der entscheidende Punkt

<sup>11</sup> Vgl. ANDERSON & BELNAP (1975) und DUNN (1986).

<sup>12</sup> Vgl. BARWISE & PERRY (1983).

der Abweichung der relevanten Logik von der klassischen deutlich ins Licht tritt.

Im Rahmen des dritten Ansatzes wird der Punkt, um den es hier insgesamt geht, semantisch beleuchtet, und ich hoffe auf diese Weise einen Beitrag zur semantischen Analyse des Relevanzbegriffs zu leisten. Trotz der Orientierung an der modelltheoretischen Semantik *à la* Tarski und der situationssemantischen Anleihen bei Barwise und Perry sind Vorgehen und Ergebnisse der hier entwickelten Semantik im wesentlichen originell.

Tatsächlich ist die vorliegende Literatur zur Relevanzlogik lange hauptsächlich syntaktisch ausgerichtet gewesen: Das Studium der axiomatischen und regellogischen Charakterisierungen der Systeme herrschte vor. Semantische Intuitionen gingen nur indirekt in die Darstellung ein, etwa, wenn bei Anderson und Belnap intuitive Motivationen für Prinzipien des natürlichen Schließens diskutiert werden, die die regellogische Auslegung der Systeme anleiten.<sup>13</sup> Vorliegende Studien zur formalen Semantik der Relevanzlogik sind vergleichsweise jüngeren Datums. Sie bleiben—soweit ich die Literatur überblicke<sup>14</sup>—entweder fragmentarisch oder machen von algebraischen Strukturen eines Komplexitätsgrades Gebrauch, der ihre Rückkopplung an grundlegende semantische Intuitionen zumindest sehr erschwert. Oder aber: sie verwenden unvollständige und gar inkonsistente mögliche (!) Welten und greifen so modelltheoretisch auf Konzepte zurück, deren Exzentrizität alles, was üblicherweise das ontologische Inventar der Mögliche-Welten-Semantik ausmacht, noch weit in den Schatten stellt.

In dieser Forschungslage scheint mir ein Ansatz nicht ohne Interesse, der die neueren Entwicklungen im Bereich von Situationstheorie und Situationssemantik aufgreift und sie für das Problem der Semantik relevanter Logiken fruchtbar zu machen versucht, um vor diesem Hintergrund die Analyse des Konzepts der inhaltlichen Relevanz voranzutreiben.

Ich habe mich in den Kapiteln 3 bis 5 um eine Darstellung bemüht, die den Gang der Argumentation weitgehend von Formalia freihält. Beweise, die zur Stützung von Behauptungen im Text notwendig erscheinen, aber vom roten Faden des Gedankenganges ablenken könnten, wurden darum zumeist in die Anmerkungen verlegt. Vorausgesetzt wird außer einigen Kenntnissen der elementaren Logik nichts Spezifisches. Mengentheoretische Konzepte spielen nur im Kapitel 5 (und im Epilog) eine mehr als randständige Rolle. Sie werden im Abschnitt 5.2 im Zusammenhang erläutert.

<sup>13</sup> Vgl. ANDERSON & BELNAP (1975), insbesondere die Darstellung der Systeme im implikativen Fragment der aussagenlogischen Sprache.

<sup>14</sup> Vgl. AVRON (1984), DUNN (in ANDERSON & BELNAP (1975)), VAN FRASSEN (in ANDERSON & BELNAP (1975)), FINE (1974), (1988), ROUTLEY u.a. (1982), URQUHART (1972), DUNN (1986).

Gemeinsam bilden die Kapitel 2 bis 5 sozusagen den Vorspann zu meinem ursprünglichen Projekt. Für eine ins Detail gehende Behandlung der angeführten bedeutungstheoretischen Fragen für natürliche Sprachen sind sie vielleicht kaum mehr als die Einleitung, ein Appendix oder gar eine Fußnote. — Eine, wenn auch ziemlich allgemein gehaltene, Erörterung des Zusammenhangs zwischen Relevanzlogik, Situationssemantik und der Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen findet sich im Prolog. Er enthält insbesondere ein Plädoyer, solche Paradigmen der linguistischen Semantik, die auf die Analyse von Wahrheitsbedingungen zielen, mit denjenigen zu verknüpfen, die den Akzent auf die Repräsentation sprachlich kodifizierbarer Inhalte legen.

Unter *einer* Perspektive mag dieses Kapitel eine Motivation dafür liefern, sich mit den nachfolgenden zu beschäftigen, unter einer *anderen* kann es als Versuch gesehen werden, für die linguistische Relevanz der Relevanzlogik zu argumentieren, indem es — vage zwar und sicher zu global — Anwendungsperspektiven umreißt. Leser/innen, die weder an Motivation noch an Anwendungsperspektiven interessiert sind, werden gebeten, den Prolog zu überschlagen. Die anderen können ihn — je nach Neigung — entweder vor die Lektüre der anderen Kapitel stellen oder danach oder auch zwischendrin einschieben.

Der Epilog greift die Problemstellungen, die mich im Prolog beschäftigen, erneut auf — aber allgemeiner und auf abstrakterer Ebene. Erörtert werden Prinzipien der Strukturierbarkeit sprachlich kodifizierbarer Informationen mit dem Ziel der Einbettung der im Kapitel 5 entwickelten situationssemantischen Begrifflichkeit in den Rahmen einer generell ausgelegte Situationstheorie<sup>15</sup>, die sich dem Zusammenhang von informativem Gehalt und den Objekten, die ihn tragen, widmet. Den Abschluß bilden einige Reflexionen zu der Frage, welchen Ertrag die relevanzlogische Analyse für das Verständnis konditionaler Konstruktionen in natürlichen Sprachen erbringt.

Der hier vorgelegte Text ist eine im Herbst 1994 in einigen Punkten überarbeitete Fassung meiner 1992 abgeschlossenen Habilitation, die im Jahre 1993 vom Fachbereich Sprachwissenschaften der Universität Hamburg angenommen worden ist.

Abschließend ein Wort des Dankes an alle, die mir mit Hinweisen, Kritik, Ermutigung oder Einwänden geholfen haben, meine Ideen klarer zu fassen.

Carola Eschenbach hat mit detaillierter Kritik zur Korrektur wesentlicher Partien der Arbeit beigetragen und an vielen Einzelpunkten Verbesserungsvorschläge gemacht, die ich dankbar aufgegriffen habe. Jon Barwise danke ich für briefliche Anregungen, die die Überlegungen im Epilog beeinflusst haben, Ralph Rhenius für klärende Gespräche zum Thema schwachen und starken

<sup>15</sup> Vgl. BARWISE & ETCHEMENDY (1990b).

Schließens. Viel verdanke ich auch der peniblen Lektüre mehr oder weniger umfassender Abschnitte des Textes durch Simon Dähnhart, Thomas Jokerst, Wolfgang Künne, Lorenz Lorenz-Meyer, Uwe Mönnich, Hannes Rieser sowie den Anregungen von Andrea Frank, Bettina Hennig, Grete Hulen, Walburg von Waldenfels, Gitta Wilke, Dieter Baacke, Ippazio Fracasso, Christopher Habel, Oliver Scholz, Uwe Seifert und Markus Stepanians.

Schließlich gilt mein Dank auch Janos S. Petöfi, der mich davor bewahrt hat, jemals im Ernste anzunehmen, der semantische Gehalt eines Satzes oder Textes könne sein Wahrheitswert sein.

Hamburg, Oktober 1994

Wolfgang Heydrich



# 1. Prolog

Da kann man Waden sehn, rund  
und schön im Wasser stehn.

Raymond/Grünbaum

## 1.1

Stärker noch vielleicht als in anderen Disziplinen ist die Forschungssituation in den Sprachwissenschaften durch einen Pluralismus der Theorien geprägt. Die Divergenzen sind hier nämlich nicht nur darin zu sehen, daß unterschiedliche Gesetzhypothesen als fruchtbare Erklärungsansätze für einen allgemein als einschlägig anerkannten Bereich von Daten und Problemen angesehen würden. Vielmehr reicht die Uneinigkeit tiefer, zum Teil bis zu den paradigmatischen Vorgaben und hinein selbst in die Konstitution des Gegenstandsbereiches. Sie betrifft die Frage nach den deskriptiv wie explanativ fruchtbaren Grundkonzepten sowie die nach dem Rang und der Bedeutsamkeit verschiedener Daten, sie berührt die zu akzeptierenden methodologischen Prinzipien ebenso wie die Forschungsmethoden im einzelnen, ja auch die Ziele der Disziplin und nicht zuletzt den Sprachbegriff selbst.

Nicht ausgenommen von dieser Lage ist die Semantik, ein Forschungsgebiet, das lange Zeit eher stiefmütterlich behandelt wurde und sich sogar mitunter von einer Ausgrenzung aus dem Feld dessen bedroht sah, was einer hinreichend exakten, der intersubjektiven Überprüfung unterwerfbaren Behandlung zugänglich scheint, die den Titel ‚Wissenschaft‘ verdient. Aber auch dort, wo Fragen nach der Bedeutung im Rahmen der Gesamtarchitektur einer umfassenden Sprach- und Grammatiktheorie als unabweisbar akzeptiert worden sind, blieben tiefreichende Zweifel und Unsicherheiten, wie die theoretische Beschreibung und Erklärung von bedeutungsbezogenen Daten und Intuitionen auf ein gesichertes Fundament zu stellen sei, das methodisch und konzeptuell der Grundlegung von Nachbarbereichen wie etwa der Phonologie und der Syntax nicht nachsteht.

Ein Reflex dieser Verunsicherung wird noch von Dowty, Wall und Peters ausgemacht, die in ihrer Einführung in Montagues Semantik konstatieren<sup>1</sup>:

---

<sup>1</sup> DOWTY, WALL & PETERS (1981), S.1.

Linguists who work within the tradition of transformational generative grammar tend to regard semantics as an intractable, perhaps ultimately unfathomable, part of language. In diagrams of the overall organization of the theory of grammar the semantic component is that box ritually drawn next to the one labelled „Syntactic Component“ and connected to it by arrows of uncertain significance. The semantic box is generally empty—which is fitting for a component of grammar about which, it is believed, next to nothing is known.

Vermutlich trägt allerdings diese Einschätzung die Züge einer kaum zulässigen Überzeichnung, indem sie die unwirsche Geste rekapituliert, mit der Montague selbst die Bemühungen „emanating from the Massachusetts Institute of Technology“<sup>2</sup> beiseite zu wischen pflegte.

Meines Erachtens ist die hier angesprochene semantische Tradition im Rahmen der zugegebenermaßen syntaxzentrierten Forschungen der generativen Sprachtheorie ernster zu nehmen als Dowty, Wall und Peters glauben machen wollen. Sie begann spätestens in den frühen 60er Jahren<sup>3</sup> und hat sich kontinuierlich—wenn auch sicherlich nicht ohne Brüche und Revisionen—bis in die Gegenwart fortgeschrieben<sup>4</sup>.

Abgesehen von der Maßstäbe setzenden Strenge *in puncto* Explizitheit und Formalisierung ist nun freilich die durchschlagende Leistung Montagues wohl vor allem darin zu sehen, daß er die Semantik auch und gerade natürlicher Sprachen auf ein konzeptuelles Fundament zu stellen suchte, das durch die systematische Analyse von Wahrheitsbedingungen, durch die Verwendung der von Tarski begründeten Modelltheorie und Kripkes formale Fassung des traditionellen Begriffs der möglichen Welten geprägt ist.

Damit hat Montague aber—wie ich glaube—nicht völliges Neuland betreten oder gar die erste wissenschaftliche Vermessung einer *terra incognita* vorgenommen. Vielmehr scheint mir die Sichtweise angemessener, daß er einer im generativistischen Forschungskontext fortwirkenden Tradition strukturalistischer Semantik mit Emphase eine Konzeption gegenübergestellt hat, die ihre Wurzeln im philosophischen und logischen Bereich hat und vor allem auf Frege, Carnap und Tarski zurückgeht.

So spricht denn auch Hans Kamp von zwei Traditionssträngen im Bereich der formalen Semantik für natürliche Sprachen, deren bis *dato* mangelnde Verknüpfung er beklagt<sup>5</sup>:

Two conceptions of meaning have dominated formal semantics of natural language. The first of these sees meaning principally as that which determines conditions of truth. This notion, whose advocates are found mostly among philosophers and logicians, has inspired the disciplines of truth-theoretic and model-theoretic semantics. According to the second conception meaning is, first and foremost, that which a language user grasps when he understands

2 MONTAGUE (1974), S. 188

3 Vgl. KATZ & FODOR (1963).

4 Vgl. etwa JACKENDOFF (1983), (1990).

5 KAMP (1981), S. 277

the words he hears. This second conception is implicit in many studies by computer scientists (especially those involved with artificial intelligence), psychologists and linguists—studies which have been concerned to articulate the structure of the representations which speakers construct in response to verbal inputs.

Ähnlich, wiewohl mit etwas verschobener Akzentsetzung und nicht auf Traditionslinien, sondern auf thematische Aspekte der Forschung abhebend, wird die Zerteilung von David Lewis gesehen<sup>6</sup>:

I distinguish two topics: first, the description of possible languages or grammars as abstract semantic systems whereby symbols are associated with aspects of the world; and second, the description of the psychological and sociological facts whereby a particular one of these abstract semantic systems is the one used by a person or population.

Unter die erwähnten psychologischen und soziologischen Fakten subsumiert Lewis „intentions, sense-experience, and mental ideas, or [...] social rules, conventions and regularities“. Anders als Kamp betont er die Trennbarkeit der Bereiche: „Only confusion comes of mixing these two topics.“

## 1.2

Es ist sicher kaum mehr als eine Erinnerung an allzu Bekanntes, wenn ich darauf verweise, daß mit Freges Sprachphilosophie<sup>7</sup> am Beginn der einschlägigen Bemühungen dieses Jahrhunderts eine semantische Konzeption gestanden hat, die beides zusammensah: den Wirklichkeitsbezug, „which determines conditions of truth“ auf der einen Seite, also die Berücksichtigung von Wahrheit und Referenz, sowie den Sinn von Ausdrücken auf der anderen als „that which a language user grasps when he understands the words he hears or reads“.

Dennoch gibt es gute Gründe, Freges Ansatz an den Anfang des ersten der von Kamp angesprochenen Traditionsstränge zu rücken, bzw. ihn der ersten Themenstellung Lewis' zuzuordnen, wie dieser das explizit auch selbst tut. Denn zwar führt Frege mit seinem Konzept des Sinns Entitäten ein, die ausmachen, was Sprecher und Sprecherinnen im Prozeß des inhaltlichen Verstehens von Äußerungen erfassen, Entitäten zudem, die in dem begrifflichen Rahmen des eher gegenständlichen Wirklichkeitsbezugs nicht untergebracht werden können, sondern neben den Ausdrücken und den Dingen der Welt ein „drittes Reich“ konstituieren. Aber die Notwendigkeit ihrer Einführung ergab sich für Frege im

6 LEWIS (1970), zitiert nach LEWIS (1983), S.190.

7 Siehe etwa die beiden Aufsatzsammlungen FREGE (1962) und (1966).

Rahmen und als Bestandteil seines generellen Programms der Semantik, das in der systematischen Ausarbeitung von Wahrheitsbedingungen besteht.

Für dieses Programm kommt es vor allem darauf an zu klären, wie Ausdrücke in einer signifikanten Beziehung zur Welt stehen, und der Schlüssel hierfür liegt darin, methodisch von vollständigen, deklarativen Sätzen auszugehen, von denen angenommen wird, sie charakterisierten die Welt insgesamt genau dann, wenn sie wahr sind, und sie seien falsch genau dann, wenn sie die Welt in ihrer Gesamtheit nicht charakterisieren. Die Semantik von Ausdrücken unterhalb der Ebene deklarativer Sätze besteht für Frege ausschließlich in dem systematischen Beitrag, den sie im Rahmen der kompositorischen Struktur ganzer Sätze zur Bestimmung von deren Wahrheit oder Falschheit leisten. Für „representations which speakers construct in response to verbal inputs“, die für den zweiten von Kamp angesprochenen Traditionszusammenhang der Semantik charakteristisch sind, gibt es keinen Bedarf. Was Teilausdrücke bis hinunter zur Ebene einzelner Lexeme zur Explikation der Wahrheitsbedingungen deklarativer Sätze beitragen, ist — je nach Konstruktionstyp — entweder ihr Wirklichkeitsbezug oder ihr Sinn. Aber abgesehen davon, daß der Sinn den Sachbezug bestimmt, hat Frege wenig dazu gesagt, was die Identität oder die Verschiedenheit des Sinns von Ausdrücken ausmacht, wenn er diese Entitäten auch sicher nicht als mentale Ideen und wahrscheinlich nicht als soziale Regeln oder Konventionen auffassen wollte.

Im übrigen hat die ontologisch unterfütterte Lesart der Fregeschen Scheidung des Sinns von der auf Sach- und Wirklichkeitsbezug hinauslaufenden Komponente der Bedeutung sprachphilosophisch nicht durchweg eine gute Presse gehabt.

Schon Russell fühlte sich mit dem von Frege hypostasierten ontologisch eigenständigen „dritten Reich“ des Sinns nicht wohl und sah seine Theorie der Kennzeichnung<sup>8</sup> u.a. als Beitrag, ohne Entitäten dieser Art auszukommen. Die von Quine, Goodman und White<sup>9</sup> entfaltete radikale Kritik an der Unterscheidung analytischer und synthetischer Urteile sollte später unter anderem auch dem Zweck dienen, den ontologischen Sumpf trockenulegen, in dem Freges Sinne Blüten treiben. Polemische Attacken, die den ontologisch zweifelhaften Charakter der Entitäten aus Freges „drittem Reich“ aufs Korn nehmen, finden sich bis hin zu den Schriften von semantischen Theoretikern der Gegenwart — so etwa in der Auseinandersetzung von Barwise und Perry mit Frege<sup>10</sup>. Davidson schließlich, der sich der Tradition der durch Quine initiierten Intensionalismuskritik verpflichtet fühlt, sieht denn auch im Gegensatz zu Frege gar keine Notwendigkeit mehr, das ontologische Inventar einer Theorie der Wahrheitsbe-

---

8 RUSSELL (1905)

9 QUINE (1951b), GOODMAN (1949), WHITE (1950)

10 Vgl. BARWISE & PERRY (1983), S.4.

dingungen um Entitäten, die Sinne von Ausdrücken sind, anzureichern. Unter der von ihm favorisierten holistischen Deutung ist eine solche semantische Theorie *per se* auch eine Theorie des Sinnverstehens. In Davidson wird man daher einen Sprachtheoretiker identifizieren können, der ganz und gar im ersten der von Kamp angesprochenen Traditionszusammenhänge steht.

Aber auch Carnap, der gegen Quine die Unterscheidbarkeit analytischer und synthetischer Urteile verteidigte, hat Freges Sinn-Konzept nicht übernommen, sondern in einem Verfahren rekonstruktiver Explikation durch den Begriff der Intension ersetzt.<sup>11</sup> Wenn nun zwar diese Rekonstruktion bestimmte Momente der Konzeption Freges aufnahm, so gingen doch andere verloren. Die semantische Differenzierung nämlich von Ausdrücken, die das Konzept Carnapscher Intensionen in der Nachfolge Freges erfaßt, ist weniger feinkörnig als die von Frege intendierte. So sind etwa nach Carnap alle logisch äquivalenten Ausdrücke (aber nicht einmal nur sie) intensionsgleich, während sie nach Frege durchaus einen verschiedenen Sinn haben können.

Carnaps Revision der Fregeschen Konzeption war freilich alles andere als willkürlich. Sie verdankt sich vielmehr der strikten Orientierung am Paradigma der Semantik als Erklärung von Wahrheitsbedingungen. Intensionsgleichheit läuft nämlich für Sätze auf nichts anderes hinaus als auf die Identität von Wahrheitsbedingungen. Und das ist weniger als die Gleichheit des Sinns so wie sie Frege vorschwebte. — Dies also war der Preis, den Carnap zu zahlen bereit war, für *seine* Elimination der ontologisch obskuren Entitäten aus Freges Reich der Sinne.

Die Vergröberung in der semantischen Differenzierung blieb in der Folge auch in den modelltheoretischen Präzisierungen der Ideen Carnaps erhalten, die Kaplan, Kanger<sup>12</sup> u.a. unter Verwendung des Konzepts möglicher Welten vorgenommen haben, und sie vererbte sich gleichsam als bedeutungstheoretische Altlast ebenso der Konzeption Richard Montagues wie den vergleichbaren Ansätzen von Lewis und Cresswell<sup>13</sup>, die zusammen das ausmachen, was Dowty, Wall und Peters sicher nicht völlig zu Unrecht als maßstabsetzenden Durchbruch für die linguistische Semantik feiern.

In dem angesprochenen Verlust an semantischer Differenzierung wird man nun allerdings mit Fug die Wurzel einer Reihe interner Schwierigkeiten sehen dürfen, mit denen Montagues Semantik für natürliche Sprachen konfrontiert ist: allen voran solche mit Phänomenen der sogenannten Hyperintensionalität, wie sie etwa für Verben der sinnlichen Wahrnehmung, vor allem aber für Verben wie ‚denken‘, ‚glauben‘ und ‚wünschen‘ einschlägig sind, die zur Bestimmung von propositionalen Einstellungen dienen.

11 Vgl. CARNAP (1947)

12 KAPLAN (1964), KANGER (1957a), (1957b)

13 MONTAGUE (1974), LEWIS (1970), CRESSWELL (1973)

Eine zugespitzte Variante der hier angesprochenen Schwierigkeit nennt Perry das „mode-of-presentation problem“<sup>14</sup> und sieht in ihm eines der beiden zentralen Probleme der gegenwärtigen semantischen Theoriebildung. (Das zweite ist das „subject-matter problem“, auf das weiter unten noch ausführlich einzugehen sein wird.) Das „mode-of-presentation problem“ ist im übrigen auch in den sich neuerdings — alternativ zu Montagues Paradigma — entwickelnden Ansätzen ungelöst<sup>15</sup>: Daß referenzidentische Eigennamen (etwa ‚Tullius‘ und ‚Cicero‘ oder ‚Phosphorus‘ und ‚Hesperus‘) in hyperintensionalen Kontexten füreinander nicht durchweg *salva veritate* ersetzt werden können, zeigt, daß sich mit ihnen ein unterscheidbarer informativer Gehalt verbindet. Verschiedene Namen, die sich auf ein und denselben Gegenstand beziehen, beleuchten ihn häufig gleichsam in einer je besonderen Art seines Gegebenseins. Die angemessene Behandlung gerade dieses Problems war übrigens eines der Motive, die Frege zur Einführung seines Sinn-Konzeptes bestimmten.

Um zu erfassen, worauf sich eine propositionale Einstellung bezieht, reicht es nicht aus, die Intension des eingebetteten Objektsatzes zu betrachten (und das heißt seine Wahrheitsbedingungen), sondern es bedarf einer weniger grobkörnigen Erfassung seines thematischen oder informativen Gehalts und dessen Aufbaus. Wer z.B. *eine* logische Wahrheit glaubt, glaubt deswegen noch keineswegs *jede*. Logische Wahrheiten haben aber allesamt gemeinsame Wahrheitsbedingungen (sie sind unter allen Umständen wahr). Hingegen ist, da in ihnen von verschiedenen Dingen die Rede sein kann, bzw. auch von denselben Dingen in unterschiedlicher Weise, ihr thematischer Gehalt weder immer gleich noch stets gleichförmig aufgebaut.

Hier also läßt sich eines der Probleme lokalisieren, das den von Kamp favorisierten Brückenschlag nahelegt zwischen Semantikkonzeptionen, die an der systematischen Ausbuchstabierung von Wahrheitsbedingungen interessiert sind, und solchen, denen es um die Repräsentation des thematischen und informativen Gehalts geht.

Carnap hat das Problem, daß Intensionsgleichheit und Identität der Wahrheitsbedingungen eine schwächere Äquivalenzrelation abgeben als Sinngleichheit, sehr wohl gesehen, wie auch die mit ihm einhergehenden Schwierigkeiten der Analyse propositionaler Haltungen. Seine Lösung lag in der Zuflucht zu einem Konzept der intensionalen Isomorphie, das sensitiv ist für die interne syntaktische Strukturierung von Ausdrücken und insofern durchaus repräsentational genannt werden kann.

---

14 PERRY (1989), S.128ff.

15 Siehe etwa die u.a. durch die Kritik von SOAMES (1985) ausgelöste Kontroverse innerhalb des Paradigmas der Situationssemantik zwischen Perry und Barwise, über die BARWISE (1989c) berichtet.

Carnaps Vorschlag ist übrigens der Ausgangspunkt einer Reihe von Ansätzen, die in neuerer Zeit eine Lösung des Problems hyperintensionaler Kontexte in den von Montague abgesteckten Rahmen einzubetten suchen.<sup>16</sup> Angenommen werden sogenannte strukturierte Bedeutungen, die den thematischen Gehalt eines Ausdrucks sehr feinkörnig repräsentieren, und gewissermaßen vermittelnd zwischen den Ausdruck und seine die Wahrheitsbedingungen bestimmende Intension treten. Hierin mag man eine Form von „representations which speakers construct in response to verbal inputs“ sehen und somit einen Versuch des Brückenschlags zwischen den von Kamp einander gegenübergestellten Traditionen oder den von Lewis kontrastierten semantischen Themenstellungen.

Aber auch in anderen primär am Paradigma der Erklärung von Wahrheitsbedingungen orientierten Ansätzen der gegenwärtigen semantischen Diskussion sind repräsentationalistische Momente auszumachen. Russells Konzept der singularen Propositionen, die in Folgen aus Eigenschaften (oder Relationen) und Objekten bestehen<sup>17</sup>, erlebt eine Renaissance<sup>18</sup>. Die Situationssemantiker/innen arbeiten, wie sogleich etwas detaillierter ausgeführt werden wird, mit intern differenziert strukturierten Modellierungen von Situationen, und nicht zuletzt sind auch Kamps Theorie der Diskursrepräsentation und Heims verwandter Ansatz zu erwähnen<sup>19</sup>.

Eine ironische Pointe der hier skizzierten Entwicklung könnte nun freilich darin liegen, daß Komponenten der neuerdings (wieder) angenommenen repräsentationalen Strukturen—etwa die von den Situationssemantikern als basal angesetzten Eigenschaften und Relationen—ihre Abstammung aus Freges „drittem Reich“ kaum verhehlen können—auch wenn sie offiziell anders verortet werden: etwa—z.B. unter Bezug auf Gibsons ökologischen Realismus<sup>20</sup>—als grundlegende Uniformitäten der Welt und Bestandteile der Realität selbst.<sup>21</sup>

Man mag darum einen Neu-Ansatz der nach-montagueschen Semantik für radikaler halten, der, anknüpfend an die auch in diesem Jahrhundert nie zum Versiegen gekommenen intensionalistischen Strömungen der Logik, Ontologie und Sprachphilosophie<sup>22</sup>, seinen Frieden macht mit der Annahme von vorgeblich völlig obskuren Entitäten des Sinns. Ich denke hier an Vorschläge der Eigenschaftstheorie, die das Reich der Eigenschaften, Relationen und Propositionen gleichsam geographisch vermißt, indem es ihnen eine algebraische Strukturierung unterlegt.<sup>23</sup>

16 Ich denke neben LEWIS (1970) vor allem an CRESSWELL (1985) und LEWIS (1986).

17 Etwa RUSSELL (1911)

18 DONNELLAN (1974), KAPLAN (1975), (1979), PERRY (1979).

19 KAMP (1981), KAMP & REYLE (1991), HEIM (1983)

20 GIBSON (1979)

21 Vgl. die Verweise bei BARWISE & PERRY (1983), etwa S.10ff.

22 Vgl. z.B. CHURCH (1951a), (1952), (1973/74).

23 Vgl. BEALER (1982) und BEALER & MÖNNICH (1989).

## 1.3

Das verbindende Band der semantischen Ansätze im ersten der beiden Kampfschen Traditionsstränge ist die Akzentuierung der Zentralität von Wahrheitsbedingungen, die systematische Betonung somit der Konzepte von Wahrheit, Referenz, Extension und Intension, gegenüber denen des Sinns sowie des thematischen und informativen Gehalts. Ein verbindendes Band der Ansätze des zweiten oben etwas vage als repräsentationalistisch angesprochenen Traditionszusammenhangs läßt sich weniger einfach knüpfen. Während, wie Kamp betont, die erste Tradition vor allem in Logik und Sprachphilosophie beheimatet ist, hat die zweite ihren Ort vor allem in der Linguistik (neben der Psychologie und neuerdings der Informatik).

In Bezug auf die Linguistik ist vor allem die semantische Tradition im Rahmen des europäischen Strukturalismus anzusprechen, in dem — anders etwa als in seiner amerikanischen Spielart, der Bloomfield-Schule — ein durch die Methodologie des Behaviorismus angeleiteter semantischer Skeptizismus weniger virulent geworden ist.

Wie Frege an den Beginn des ersten Traditionsstranges zu setzen ist, so kann man für den zweiten de Saussure als Gründungsvater einsetzen<sup>24</sup>. Sein Konzept der Bilateralität des sprachlichen Zeichens, nach dem Ausdruck und Inhalt untrennbar die beiden Seiten derselben Münze ausmachen, hat die Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Forschung ebenso angeleitet wie die Unterscheidung von Form und Substanz sowie sein Strukturkonzept, nach dem sich der Wert einer linguistischen Größe nicht absolut, d.h. unabhängig von den anderen bestimmt, sondern ausschließlich im Netz eines durch paradigmatische und syntagmatische Relationen geknüpften Beziehungsgefüges. Leitend für die semantische Forschung sind nicht zuletzt Begriffsbildungen der im Rahmen des Prager Strukturalismus entwickelten Phonologie gewesen. In ihr wird die Identität, Unterscheid- und natürliche Klassifizierbarkeit lautlicher Segmente mit Hilfe von Mengen distinktiver phonetischer Merkmale gefaßt. Analog — so die Grundidee — können (zumindest als Startpunkt für weitere Differenzierung) die Identität, Unterscheid- und natürliche Klassifizierbarkeit des Inhalts sprachlicher Zeichen durch Mengen oder Konfigurationen (also mehr oder minder strukturierte Komplexe) distinktiver semantischer Merkmale bestimmt werden. Die Grundidee ist simpel: jeder Ausdruck (*signifiant*) hat wenigstens einen — im Falle der Mehrdeutigkeit auch mehrere — in Merkmalkomplexen faßbaren spezifischen thematischen Inhalt (*signifié*). Einfache Ausdrücke haben vergleichs-

---

<sup>24</sup> Siehe DE SAUSSURE (1916).



weise einfach strukturierte Inhalte, komplexe vergleichsweise komplexe. Linguistische Ansätze, die diese Grundidee entfaltet haben, sind Legion<sup>25</sup>, ebenso wie die in diesem Zusammenhang entwickelten Terminologien, die Seme und Sememe, Noeme, Plereme und Klasseme kennen, sowie schließlich *markers* und *distinguishers*. Obwohl eine gewisse Konzentration auf lexikologische Fragen—etwa solche der Bestimmung von Bedeutungsrelationen oder der Organisation von Ausschnitten des Wortschatzes in semantischen Feldern—vorherrschte, ist der Ansatz nicht von vorneherein für syntaktisch komplexe Ausdrücke unanwendbar, und er ist auch mit dem Kompositionsprinzip vereinbar, nach dem sich der Inhalt komplexer Ausdrücke in Abhängigkeit von ihrem syntaktischen Aufbau aus dem Inhalt ihrer Konstituenten ergibt.

Zur Bestimmung des Konzepts semantischer Merkmale heißt es bei Lüdi<sup>26</sup>:

Semantische Merkmale sind [...] Inhaltskomponenten lexikalischer Zeichen, die [...] das systemhaft Relevante in den Zeichenbedeutungen, in der Paradigmatik (Bedeutungsoppositionen, -inklusionen, -unterschiede aller Art) ebenso wie in der Syntagmatik (Desambiguierungsalgorithmus, Kombinatorik), erschöpfend reflektieren. [...] Die semantischen Merkmale [dienen] dazu, die semantische Struktur der Bestandteile von Sätzen im Einklang mit ihren Kombinationsmöglichkeiten adäquat und exhaustiv abzubilden.

Für sich genommen läßt diese Erklärung viele Fragen offen, die in der Diskussion unterschiedlich beantwortet worden sind, so daß kaum von einer auch nur in Umrissen einheitlichen Theorie gesprochen werden kann.

Kodifizieren die Merkmale oder ihre Komplexe Bedeutungspostulate? Haben sie einen einzelsprachlichen, übereinzelsprachlichen oder gar universellen Status? Gehören sie der Objektsprache oder der Metasprache an? Bestimmen sie abstrakte, etwa nur theoretisch postulierte Entitäten? In welcher Beziehung stehen sie zur außersprachlichen Wirklichkeit? Beruhen die Merkmale auf Unterscheidungen, die in der zu analysierenden Sprache selbst getroffen werden oder auf von ihr unabhängig erhobenen Differenzierungen? Gibt es für sie ein psychologisches oder neurophysiologisch faßbares Substrat? Vor allem auch: Wie sind die einzelnen Merkmale intern aufgebaut und wie sind sie zu strukturierten Komplexen kombinierbar?

Wenn es nun Schwankungen unterliegt, worin eine Semantik-Konzeption, die semantische Merkmale und aus ihnen konstruierbare repräsentationale Strukturen ins Zentrum rückt, im Eigentlichen besteht, ja nicht einmal klar ist, was Merkmale überhaupt sind, so ist auch nicht klar, wie sehr Einwände und Hinweise auf ungelöste Probleme dem Unternehmen insgesamt das Fundament entziehen können, die Idee also in jeder ihrer Ausprägungen treffen und nicht vielmehr bloß eine Präzisierung in der einen oder der anderen Richtung nahelegen.

25 Eine umfangliche Bibliographie findet sich bei LÜDI (1985).

26 LÜDI (1985), S.83f.

Zum Repertoire der Kritik gehört z.B. der Hinweis auf die Schwierigkeit der Unterscheidung von Merkmalen, die sprachliche, gegenüber solchen, die enzyklopädische Komponenten des Inhalts betreffen. Zudem der Verweis auf die Variabilität sprachlicher Bedeutungen gerade im lexikalischen Bereich. Die Proliferation von Polysemie, die Notwendigkeit zwischen zentralen und marginalen (bzw. mehr oder weniger zentralen oder marginalen) Bedeutungskomponenten zu unterscheiden, die prototypische und stereotypische Organisation von Wortbedeutungen, ihre systematische Variation, Vagheit, Unspezifizität und die Rolle schließlich des Wittgensteinschen Konzepts der Familienähnlichkeit<sup>27</sup> bei der Konstitution von Kategorien werden angeführt, um Merkmaltheorien zu diskreditieren.<sup>28</sup>

Lüdi freilich warnt davor, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Tatsächlich scheinen die gerade skizzierten Einwände eher gegen ein lexikologisches Vorurteil gerichtet, das in Wortbedeutungen nichts anderes zu sehen vermag als scharf umrissene, fest strukturierte, kontextinvariant gegebene sowie mit Hilfe notwendiger und hinreichender Bedingungen definierbare Entitäten. Was leicht aus dem Blickfeld gerät, ist, daß die Idee der Merkmalsemantik, auch wenn sie tatsächlich in einigen ihrer prominentesten Ausprägungen mit dieser Vorstellung verbunden ist,—jedenfalls hinreichend allgemein gefaßt—keineswegs auf sie festgelegt zu sein braucht. Im übrigen treffen die kritischen Bedenken in gleicher Weise auch solche konkurrierenden Theorien, die Wortbedeutungen im Gegensatz zu Merkmalkomplexen als scharf umrissene Funktionen etwa von möglichen Welten in Denotatbereiche ansehen. So wie die Merkmalsemantik hier—allgemein gefaßt—im Kontext der Gegenüberstellung mit der Semantik der Wahrheitsbedingungen betrachtet wird, liegt ihr *proprium* nicht in der Annahme der durchgängigen Definierbarkeit von Wortbedeutungen, sondern in der Idee, repräsentationale Komplexe selbst (von was genau und in welcher Weise zusammengesetzt auch immer) als sprachliche Bedeutungen anzusetzen. Und diese Idee findet auch unter solchen Linguisten Anhänger, die gegen die Merkmalsemantik—in der spezifischen Ausprägung etwa der frühen 60er Jahre—Front machen.

Es ist nun allerdings gerade dieser tieferliegende bedeutungstheoretische Aspekt des Konflikts zwischen repräsentationalistischen Semantikkonzeptionen und ihren auf Wahrheitsbedingungen abhebenden Konkurrentinnen, den David Lewis bei seiner harschen Kritik der Ansätze des ersten Typs im Auge hat—

<sup>27</sup> Vgl. WITGENSTEIN (1953), § 66ff.

<sup>28</sup> Zu einer zusammenfassenden Diskussion der aufgelisteten Phänomene sowie zu Verweisen auf die Fülle linguistischer, psychologischer und sprachphilosophischer Literatur im Hintergrund vgl. etwa LAKOFF (1987). Kritisch gewendet gegen Merkmaltheorien werden einige dieser Punkte etwa bei FODOR et al. (1980).

einer Kritik, die sich—Stichwort: Markerese-Vorwurf—bei Anhängern der Semantik der Wahrheitsbedingungen einer großen Popularität erfreut, oft zitiert wird und die ich hier im Zusammenhang wiedergebe<sup>29</sup>:

My proposals regarding the nature of meanings will not conform to the expectations of those linguists who conceive of semantic interpretation as the assignment to sentences and their constituents of compounds of „semantic markers“ or the like.<sup>[30]</sup> Semantic markers are symbols: items in the vocabulary of a language we may call *Semantic Markerese*. Semantic interpretation by means of them amounts merely to a translation algorithm from the object language to the auxiliary language Markerese. But we can know the Markerese translation of an English sentence without knowing the first thing about the meaning of the English sentence: namely, the conditions under which it would be true. Semantics with no treatment of truth conditions is not semantics. Translations into Markerese is at best a substitute for real semantics, relying either on our tacit competence (at some future date) as speakers of Markerese or on our ability to do real semantics at least for the one language Markerese. Translation into Latin might serve as well, except insofar as the designers of Markerese may choose to build into it useful features—freedom from ambiguity, grammar based on symbolic logic—that might make it easier to do real semantics for Markerese than for Latin.<sup>[31]</sup>

The Markerese method is attractive in part just because it deals with nothing but symbols: finite combinations of entities of a familiar sort out of a finite set of elements by finitely many applications of finitely many rules. There is no risk of alarming the ontologically parsimonious. But it is just this pleasing finitude that prevents Markerese semantics from dealing with the relations between symbols and the world of non-symbols—that is, with genuinely semantic relations. Accordingly, we should be prepared to find that in a more adequate method, meanings may turn out to be complicated, infinite entities built up out of elements belonging to various ontological categories

Der Slogan „Semantics without treatment of truth conditions is not semantics“ ist natürlich mit einem Körnchen Salz zu nehmen. Der (scheinbare) Widerspruch ist seine Würze. Gemeint ist, daß ein Unternehmen den Titel ‚Semantik‘ zu Unrecht führt, solange es die Dimension des Wirklichkeits- und Sachbezuges ausspart und nichts zum Thema der Wahrheitsbedingungen beiträgt, d.h., nach Lewis, „the first thing about [...] meaning“. Lewis faßt also den substantiellen Streit darüber, welche der beiden Kampschen Richtungen den Kern der Probleme richtig erfaßt, zum einen Teil als Streit um terminologische Festlegungen. Zum anderen aber behauptet er—and das ist die eigentliche Pointe—, daß jeder repräsentationalistische Ansatz (nämlich jeder, der die Zuordnung von „compounds of ‚semantic markers‘ or the like“ zu Sätzen und ihren Konstituenten als Interpretation ausgibt) die Dimension des Wirklichkeitsbezuges verfehlt.

Lewis' Argumente für diese Behauptung überzeugen aber kaum—nicht zuletzt weil schon sein eigenes Bedeutungskonzept, das er wenige Seiten später entwickelt—nimmt man denn die in dem „or the like“ enthaltene Einladung zu einer weiten Deutung an—ironischerweise selbst unter die angeführte Bestim-

29 LEWIS (1970), zitiert nach LEWIS (1983), S.189f.

30 Lewis verweist an dieser Stelle auf KATZ & POSTAL (1964).

31 Lewis verweist an dieser Stelle auf VERMAZEN (1967).

mung von Repräsentationalität fällt und damit das Verdikt falsifiziert: Bedeutungen von Sätzen—so wie Lewis sie faßt—sind repräsentationale Konfigurationen bestimmter Entitäten (Intensionen), und induzieren gleichwohl Wahrheitsbedingungen.

Zwei Argumente lassen sich in der zitierten Passage isolieren. Zum *einen*: Semantische Merkmale (*semantic markers*) sind Symbole. Konfigurationen von Symbolen sind Ausdrücke einer semantisch zunächst uninterpretierten Sprache. Besteht aber die Interpretation des Ausdrucks einer Sprache in der Zuordnung von Ausdrücken einer weiteren, der Interpretation noch bedürftigen Sprache, läuft man in einen unendlichen Regreß. Dieser letzte Punkt ist sicher korrekt. Problematischer erscheint die Annahme bezüglich semantischer Merkmale und ihrer Konfigurationen. Selbst wenn sie für Katz' und Postal's Vorschläge, auf die sich Lewis bezieht, zutreffen, gelten sie gewiß nicht generell für den repräsentationalistischen Ansatz in jeder denkbaren Ausprägung. Weder müssen „semantic markers' or the like“ Symbole sein, noch sind generell Konfigurationen von semantischen Merkmalen—seien diese nun Symbole oder nicht—Ausdrücke: Mengen z.B. von Symbolen sind keineswegs durchweg Ausdrücke einer Sprache. (Die Menge aller Morpheme des Deutschen, die mit einem Konsonanten beginnen, ist kein Ausdruck des Deutschen oder einer anderen Sprache.<sup>32</sup>)

Lewis' *zweites* Argument lautet so: Für eine Interpretation sprachlicher Ausdrücke im Rahmen der repräsentationalistischen Semantik stehen nur endlich viele Kombinationen endlich vieler Entitäten zur Verfügung sowie nur endlich viele Anwendungen endlich vieler Regeln. Wegen dieser vierfachen Endlichkeit ist eine Interpretation, die Symbole mit der Welt der Nicht-Symbole verbindet, ausgeschlossen.

Zunächst ist es nun freilich keineswegs einsichtig, daß jede Version der repräsentationalistischen Semantik gezwungen ist, mit bloß endlich viele Kombinationen endlich vieler Objekte zu operieren. Warum sollte nicht eine gewissermaßen pythagoreische Version der Merkmalsemantik z.B. die natürlichen Zahlen als Merkmale und alle Mengen natürlicher Zahlen als ihre zulässigen Kombinationen ansetzen? Dann gäbe es abzählbar viele Merkmale und überabzählbar viele Merkmalkombinationen. Aber selbst wenn man die vierfache Endlichkeit als wie auch immer motivierte Restriktion des repräsentationalistischen Ansatzes akzeptiert—und Lewis selbst hält ja eine solche Restriktion für attraktiv—, stellt das zweite Argument ein *non sequitur* dar. Man nehme etwa den Fall einer Mini-Sprache, die aus den atomaren Sätzen ‚Schnee ist weiß‘ und

---

32 Es sei denn in dem gänzlich trivialen Sinne, in dem jedes Objekt potentiell als Ausdruck einer noch uninterpretierten Sprache aufgefaßt werden kann.

‚Gras ist rot‘ sowie zusätzlich gerade aus allen Konjunktionen, Adjunktionen und Negationen ihrer Sätze besteht. Man nehme weiter für diese Mini-Sprache eine repräsentationalistische Semantik an, die als einziges Merkmal die leere Menge annimmt sowie als Merkmalkombinationen die Teilmengen der Menge der Merkmale. Der erste atomare Satz erhält die nicht-leere Merkmalkombination als Interpretation zugewiesen, der zweite die leere. Konjunktionen erhalten den Durchschnitt der Merkmalkombinationen ihrer Konjunkte, Adjunktionen entsprechend die Vereinigung derjenigen ihrer Adjunkte sowie Negationen schließlich die Differenz der Menge aller Merkmale und der Merkmalkombination ihres Negats. Diese repräsentationalistische Semantik operiert mit einem einzigen Merkmal und zwei Merkmalkombinationen, d.h. mit jeweils nur endlich vielen, und die Interpretation eines jeden Satzes der Mini-Sprache ergibt sich aus endlich vielen Anwendungen endlich vieler Regeln. Dennoch würde Lewis wohl nicht behaupten, die Interpretation der Sätze der Mini-Sprache etabliere keine Verbindung zwischen Symbolen und der Welt der Nicht-Symbole. Alles was erforderlich ist, um die Wahrheitswerte der Sätze zu bestimmen, ist zudem die Festlegung, daß ein Satz wahr ist, dann und nur dann, wenn seine Interpretation nicht leer ist. Diese Festlegung sichert, daß die ausgewählten Merkmalkombinationen als semantische Interpretationen Wahrheitsbedingungen induzieren.

Komplizierter, aber im Prinzip nicht anders geht es zu, wenn Lewis selbst die von ihm betrachteten und als Bedeutungen definierten Entitäten (nämlich „finite ordered trees having at each node a category and an appropriate intension“<sup>63</sup>) im Falle von Sätzen zunächst auf Propositionen (d.h. für Lewis: Mengen möglicher Welten) und schließlich auf Wahrheitswerte abbildet. Als Bäume strukturierte Mengen kategorial indizierter Intensionen sind schließlich nichts anderes als ein Fall von „compounds of ‚semantic markers‘ or the like“. Dieser Befund liegt der weiter oben formulierten Einschätzung zugrunde, Lewis’ Rekurs auf Bedeutungen sei in der Tat eine der aktuellen Varianten des Einbezugs repräsentationalistischer Momente in das Prädigma der Semantik der Wahrheitsbedingungen und vollziehe selber einen Brückenschlag zwischen den Traditionssträngen Kamps bzw. den Themenstellungen, die Lewis prinzipiell einander gegenüberstellt, und vor deren Vermischung er warnt.

---

33 LEWIS (1983), S.201.

## 1.4

Der Problemhorizont, vor dem Lewis zu der Einführung seiner repräsentationalistisch angelegten, strukturierten Bedeutungen gelangt, wird durch Fragen der Hyperintensionalität aufgespannt, insbesondere durch das Problem der Interpretation von Sätzen mit Verben für propositionale Einstellungen. Es ist hier nicht der Ort, die Probleme dieses Ansatzes und die Perspektiven seiner Ausarbeitung *in extenso* zu diskutieren.<sup>34</sup>

Immerhin sei darauf verwiesen, daß Perrys oben angesprochenes „mode-of-presentation problem“ auch für Lewis' Ansatz strukturierter Bedeutungen bestehen bleibt—jedenfalls dann, wenn im Anschluß etwa an Kripke<sup>35</sup> angenommen wird, Eigennamen seien rigide Designatoren, ihre Intension etwa konstante Funktionen von möglichen Welten in den Bereich der Gegenstände.<sup>36</sup>

Festhalten möchte ich jedenfalls, daß mit Lewis' Trias: Extension, Intension, Bedeutung als Entitäten, die semantisch Ausdrücken zugeordnet werden,—und im Falle von Sätzen handelt es sich hierbei um die Trias: Wahrheitswert, Proposition, strukturierte Satzbedeutung—eine Zunahme an inhaltlicher Differenzierung verbunden ist. Während Sätze auf der Ebene von Extensionen schon dann als semantisch äquivalent durchgehen und inhaltlich nicht auseinandergehalten werden können, wenn sie denselben Wahrheitswert haben, gilt dies

---

34 CRESSWELL (1975), (1985), S.85ff. und BIGELOW (1978) weisen auf die sehr grundsätzlichen Schwierigkeiten hin, in die dieser Ansatz metatheoretisch in Hinblick auf die Fundiertheitsannahmen der ihm zugrundeliegenden Mengenlehre führt, und LEWIS (1986), S.50 hat die Diskussion aufgenommen. Er erwägt eine Lösungsmöglichkeit: „What to do? Resort to queer set theory?“—Interessant mag in diesem Zusammenhang sein, daß auch in einem ganz anderen bedeutungstheoretischen Diskussionszusammenhang—nämlich dem der Behandlung semantischer Paradoxien—die Frage nach der Ersetzbarkeit des Fundierungsaxioms der Mengenlehre durch schwächere Forderungen gestellt worden ist. Vgl. BARWISE & ET-CHEMENDY (1987), die sich auf ACZEL (1988) beziehen, der Versionen der Mengentheorie mit einem Antifundierungsaxiom untersucht. Vgl. auch die Besprechung VARGA VON KIBED & BRENDEL (1991).

35 KRIPKE (1972)

36 Dies ist freilich nicht Lewis' modelltheoretische Fassung der Rigidität von Namen. Vielmehr muß im Rahmen von Lewis' Theorie (LEWIS 1968), der zufolge kein Individuum in mehr als einer möglichen Welt vorkommt, für die Einführung rigider Designatoren angenommen werden, daß Gegenstände aus einer Welt in allen anderen höchstens ein Gegenstück (*counterpart*) haben. Die Intensionen rigider Designatoren wählen dann in den möglichen Welten gerade solche Gegenstände aus, die Gegenstücke voneinander sind. Intensionen verschiedener, rigid interpretierter Eigennamen mit identischem Denotat sind damit aber ebensowenig unterscheidbar wie konstante Funktionen, die mögliche Welten jeweils auf denselben Gegenstand in verschiedenen Welten abbilden. Unterschiede des informativen Gehalts denotatgleicher Eigennamen können nicht erfaßt werden.

auf der Ebene der Intensionen immerhin erst, wenn sie notwendigerweise denselben Wahrheitswert haben, und auf der Ebene strukturierter Bedeutungen schließlich nur, wenn sie intensional isomorph sind, ihre Bedeutungen also vollständig parallel aus identischen Intensionen kleinster grammatischer Konstituenten komponiert sind.

Wahrheitswerte reifizieren die beiden semantischen Eigenschaften von Sätzen, wahr zu sein oder falsch; Propositionen, im Verständnis von Lewis, Wahrheitsbedingungen. Er konstruiert sie—ähnlich wie Cresswell und Montague—als charakteristische Funktionen von möglichen Welten in Wahrheitswerte.<sup>37</sup> Die Annahme strukturierter Bedeutungen geht im Hinblick auf die angestrebte semantische Feinkörnigkeit noch einen Schritt weiter, indem sie den Prozeß der semantischen Komposition auf der Ebene der Intensionen selbst nachzeichnet und als Baumstruktur vergegenständlicht. Die Idee ist, daß beim Ausbuchstabieren von Wahrheitsbedingungen, sprachliche Funktoren semantisch so aufgefaßt werden können, daß sie sensitiv für semantische Eigenschaften ihrer Argumente sind, die auf den unterschiedenen Ebenen der semantischen Äquivalenz expliziert werden. Extensionale Funktoren (wie ‚finden‘, ‚es stimmt, daß ...‘ oder ‚und‘) greifen bloß auf extensionale Eigenschaften zu, intensionale hingegen (wie ‚suchen‘ oder ‚es ist möglich, daß ...‘) auf intensionale, und hyperintensionale (wie ‚glauben, daß ...‘) auf Eigenschaften, die allein auf der Ebene strukturierter Bedeutungen explizierbar sind.

Die dritte Etage dieser mehrstöckigen Semantik ist den ersten beiden keineswegs mutwillig aufgepfropft, sondern mit ihnen als Reifikation gerade der Kompositionsschritte auf den gröber differenzierenden Stufen semantischer Äquivalenz eng verbunden. Man kommt daher wohl nicht umhin, Lewis' Konzeption der Semantik als sehr schlüssige Fortschreibung der Idee der Explikation von Wahrheitsbedingungen unter Einbezug repräsentationalistischer Momente anzusprechen.

Fraglich bleibt aber, ob—bildlich gesprochen—die Zwischenböden, die Lewis in den Inhaltsraum sprachlicher Zeichen einzieht, der Anzahl nach ausreichen und an der richtigen Stelle sitzen, ob also linguistisch die angemessenen Differenzierungen erfaßt werden. Lewis ist hier eher optimistisch. Mit Bezug auf die Frage, ob nicht Bedeutungsgleichheit in seinem Sinne eine zu feinkörnige Äquivalenzrelation darstellt, schreibt er<sup>38</sup>:

Perhaps we [...] cut meanings too finely. For instance, we will be unable to agree with someone who says that a double negation has the same meaning as the corresponding affirmative. But this difficulty does not worry me: we will have both intensions and what I call meanings, and sometimes one and sometimes the other will be preferable as an explication of our ordinary discourse about meanings. Perhaps some entities of intermediate fineness can also be found, but I doubt that there is any uniquely natural way to do so.

37 Ich übergehe hier die Relativierung auf kontextuelle Parameter wie Sprecher, Ort und Zeit.

38 LEWIS (1970), zitiert nach Lewis (1983), S.201.

Vor dem Hintergrund der paradigmatischen Orientierung an Wahrheitsbedingungen stellt Lewis' Unterscheidung zwischen Extensionen, Intensionen und strukturierten Bedeutungen sicher einen „natural way“ der semantischen Differenzierung dar. Gemessen aber an dem im Prinzip variableren Möglichkeiten einer grundsätzlich repräsentationalistisch orientierten Semantikkonzeption erscheint sie weniger zwingend. Zudem sind neuerdings eine Reihe semantischer Phänomene in den Fokus der Diskussion getreten, die nahelegen, daß zumindest *eine* weitere Ebene semantischer Äquivalenz für die Inhaltsseite natürlicher Sprachen von zentraler Wichtigkeit ist, die gleichsam quer liegt zu dieser Unterscheidung.

Es sind u.a. Analysen von Verben der Perzeption mit Infinitivsatzkomplementen ohne ‚zu‘, die darauf hinweisen, daß mit dieser Verwendungsweise sprachliche Kontexte vorliegen, die weder extensional noch intensional sind und auch nicht in derselben Weise hyperintensional wie Verben für propositionale Einstellungen.

Man betrachte die folgenden Beispiele:

- (i) *Thomas hört Maria seufzen.*
- (ii) *Thomas hört Maria seufzen und Petrus schnarchen oder nicht schnarchen.*
- (iii) *Maria seufzt.*
- (iv) *Maria seufzt und Petrus schnarcht oder schnarcht nicht.*
- (v) *Thomas hört die Gottesmutter seufzen.*

(i) kann wahr sein, ohne daß (ii) zugleich wahr sein muß. Wenn z.B. — das ist die zugrundeliegende Intuition — Thomas Maria beim Seufzen belauscht, Petrus aber ganz außer Hörweite und unbeachtet ist, so hört Thomas Maria seufzen, aber weder Petrus schnarchen noch ihn nicht schnarchen, denn Thomas fokussiert Petrus perzeptuell überhaupt nicht. Das gilt, obwohl die den Einbettungen entsprechenden Sätze (iii) und (iv) intensional äquivalent sind. Damit sind für das Perzeptionsverb ‚hören‘ in dieser Konstruktion semantische Eigenschaften des eingebetteten Infinitivsatzes ohne ‚zu‘ bedeutsam, die durchs Raster der semantischen Ebene der Intensionsgleichheit fallen. Diesen Zug teilt ‚hören‘ mit Verben wie ‚glauben‘, deren eher konzeptuell als perzeptuell ausgerichtete Semantik im übrigen keine Konstruktionen mit eingebettetem Infinitivsatz ohne ‚zu‘<sup>39</sup> erlaubt. Auf der anderen Seite haben (i) und (v) stets denselben Wahrheitswert, falls denn, wie vom Konzil von Ephesus festgeschrieben, Maria die Gottesmutter ist, und zwar gleichgültig, ob der ungläubige Thomas nun reali-

---

<sup>39</sup> Diese eingebetteten Infinitivsatzkonstruktionen werden auch ‚nackte Infinitive‘ genannt — natürlich, weil das ‚zu‘ fehlt, nicht etwa weil das Beispiel im Motto Nacktheit nahelegt. Zu einer ausführlichen Darstellung der Diskussion um diesen Konstruktionstyp vgl. MÖNNICH (1992).



siert, daß dem so ist oder nicht. Somit scheinen Perzeptionsverben mit Infinitivsatzkomplementen ohne ‚zu‘ die Intersubstituierbarkeit von extensionsgleichen Nominalphrasen zu gestatten—ein Zug, den sie mit extensionalen Funktoren (wie ‚es stimmt, daß ...‘) teilen, aber nicht mit intensionalen (wie ‚es ist notwendig, daß ...‘) und schon gar nicht mit hyperintensionalen vom Typ der Verben für propositionale Einstellungen.

Diese Sachlage bedeutet für Lewis' Drei-Stufen-Modell der semantischen Äquivalenz ein Problem. ‚Hören‘ mit Infinitivsatzkomplement ohne ‚zu‘ kann natürlich nicht auf Wahrheitswerten operieren, ohne daß Wahrheitsbedingungen falsch vorausgesetzt werden. Selbst wenn Maria genau dann seufzt, wenn Petrus schnarcht, hört Thomas Maria nicht genau dann seufzen, wenn er Petrus schnarchen hört. Aber auch auf Mengen möglicher Welten kann ‚hören‘ in der hier diskutierten Verwendung nicht operieren. (iii) und (iv) haben dieselben Wahrheitsbedingungen und sind darum in denselben möglichen Welten wahr. Operierte nun ‚hören‘ auf der Menge eben dieser möglichen Welten, sagte die Semantik fälschlich voraus, daß (i) wahr ist, genau dann, wenn (ii) wahr ist. Das aber ist—folgt man der dargestellten Intuition—nicht der Fall. Es bleibt für Lewis der Ausweg, ‚hören‘ auf strukturierten Bedeutungen operieren zu lassen, wodurch (i) und (ii) nicht mehr identische Wahrheitsbedingungen bekommen. Aber auch dieser Ausweg handelt sich Schwierigkeiten ein. Man vergleiche die Beispiele

- (vi) *Maria seufzt und Petrus schnarcht.*
- (vii) *Petrus schnarcht und Maria seufzt.*
- (viii) *Thomas hört Maria seufzen und Petrus schnarchen.*
- (ix) *Thomas hört Petrus schnarchen und Maria seufzen.*

(vi) und (vii) haben identische Wahrheitsbedingungen bei unterschiedlich strukturierten Bedeutungen. Mithin sagt die Semantik ohne weitere Vorkehrungen für (viii) und (ix) verschiedene Wahrheitsbedingungen voraus. Das aber ist nicht adäquat. Um es zu korrigieren, wäre auf spezielle Bedeutungspostulate für ‚hören‘ zu rekurrieren—ein Weg, der angesichts der Tatsache, daß es sich hier nicht um eine idiosynkratische Eigenschaft von ‚hören‘ handelt, vielmehr um ein Phänomen, das mit einer ganzen Klasse von Verben, vor allem aber mit einem bestimmten syntaktischen Konstruktionstyp verbunden ist, wohl wenig attraktiv ist.<sup>40</sup>

Wie es scheint, reicht es nicht aus, wie Lewis meint, „to have both intentions and [...] meanings“: die Infinitivsatzkomplemente ohne ‚zu‘ erfordern ei-

40 Auch in Hinblick auf (i) und (v) führt der Vorschlag, ‚hören‘ auf strukturierten Bedeutungen operieren zu lassen, zu unangemessenen Ergebnissen. Es käme heraus, daß (i) auch unter Voraussetzung der Identität von Maria mit der Gottesmutter keineswegs genau dann wahr ist, wenn (v) wahr ist.

ne Ebene der semantischen Äquivalenz, die trennschärfer ist als die der Intensionsgleichheit, aber grobkörniger als die der intensionalen Isomorphie.

Das Problem der Perzeptionsverben (und verwandter Konstruktionen) stützt die Auffassung, daß zur Erfassung der Inhaltsseite sprachlicher Ausdrücke wesentlich auch ein Bezug auf wahrnehmbare Ereignisse, Prozesse, Vorgänge gehört, die sich der analytischen Auflösung in Mengen möglicher Welten sperren. Die mit den Perzeptionsverben erfaßten Aktivitäten richten sich nur auf situative *Ausschnitte* der Welt.<sup>41</sup> Informativer Gehalt außerhalb des perzipierten Fokus ist abgeschattet und für die Wahrheitsbedingungen von Perzeptionszuschreibungen irrelevant.

Daß ein Bezug auf Situationen—jenseits der Frage der Analyse einer Handvoll spezieller Konstruktionen—aber sogar den Kern und Angelpunkt einer Semantik für natürliche Sprachen ausmache, wird neuerdings von Vertretern der Situationssemantik behauptet.

Aus ihrer Perspektive erscheint der zentrale Schritt jener Forschungsrichtung, für die die Namen Montagues, Cresswells, Lewis' neben vielen anderen stehen, unnötig: die reifizierende Hypostasierung nämlich von Wahrheitsbedingungen als eigenständige Entitäten: Mengen möglicher Welten. Damit wird situationssemantisch das Konzept möglicher Welten auch selbst abgelehnt.

Entsprechend der Grundidee der Situationssemantiker/innen steht ein Satz deskriptiv für Situationen eines bestimmten Typs (oder alternativer Typen), bzw. besser: für den Typ (oder für alternative Typen) bestimmter Situationen. Der Satz ist wahr, genau dann, wenn der Typ (oder einer der alternativen Typen) reale Instanzen hat, also einen Ausschnitt der Welt angemessen klassifiziert, andernfalls falsch.

Situationen als Instanzen von Typen sind im Gegensatz zu möglichen Welten partiell, indem ihr informativer Gehalt, den die Typen kodifizieren, die Welt nur ausschnittsweise betrifft. Typen von Situationen tragen interne Struktur, etwa wenn sie—das ist eine Möglichkeit—als Mengen informativer Einheiten mit positiver oder negativer Polarität konzipiert sind.

Seien etwa (x) und (xi) die informativen Einheiten des Seufzens Marias und des Schnarchens Petrus', während (xii) die (xi) entsprechende negativ polarisierte Einheit ausmache:

- (x) <seufz, maria>,  
 (xi) <schnarch, petrus> ,

---

41 Das scheinen auch Theoretiker zu akzeptieren, die der situationssemantischen Neuorientierung in der Semantik für natürliche Sprachen, auf die ich sogleich zu sprechen komme, skeptisch gegenüber stehen und etwa stattdessen eine Ereignisontologie à la Davidson favorisieren (vgl. HIGGINBOTHAM (1983)) oder im Universum möglicher Welten auch „kleine“, nämlich unvollständige Welten zulassen (vgl. HINTIKKA (1983) und CRESSWELL (1988)).